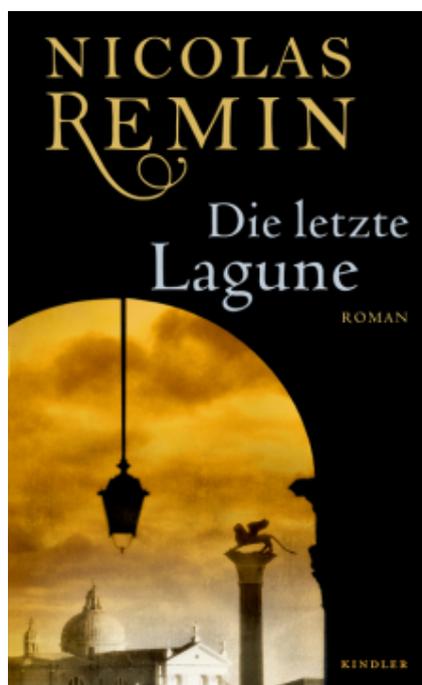


k.

Leseprobe aus:

Nicolas Remin

Die letzte Lagune



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

I

Der massige Mann in dem weißen Gewand schloss die Augen und beugte sich über die alten Pergamentblätter auf seinem Schreibtisch. Wieder spürte er, wie eine Hitzewelle über sein Gesicht lief. Die drei *recto et verso* beschriebenen Bögen aus geflecktem Kalbspergament, jeder einzelne nicht größer als zwei Hände, hatten Rom vor zwei Tagen erreicht. Die Qualität des Pergaments, die vom Schreiber benutzte Tinte, die Handschrift, eine reinliche, nach rechts geneigte *Bastarda* – nichts wies auf eine Fälschung hin. Diese Aufzeichnungen waren echt. Sie würden den Lauf der Geschichte ändern.

Der Mann in dem makellos weißen Gewand holte tief Luft, um seiner Erregung Herr zu werden. Dann stand er auf, durchquerte sein Arbeitszimmer und trat, immer noch schwer atmend, an eines der Nordfenster. Er öffnete einen Fensterflügel und genoss einen Moment lang den Schwall frischer Winterluft, der in das Zimmer strömte. Unter seinem Fenster lagen die Ausläufer der Stadt, dahinter der Fluss, auf dem sich ein Raddampfer stromaufwärts zum Porto di Ripetta bewegte. Es hatte über Nacht geschneit, aber jetzt war der Himmel klar, und am Horizont zeichnete sich der schneebedeckte Gipfel des Soracte ab.

Nein, er hatte nie an Zufälle geglaubt. Alles hatte seine Zeit und seinen Ort. Der Allmächtige trieb keine üblen Scherze mit den Menschen. Schon deshalb war auszuschließen, dass es sich um eine Fälschung handelte. *Venit hora*, murmelte er. Die Zeit war jetzt gekommen, und der Herr hatte ihm nach all den Jahren der Demütigung ein Zeichen gesandt. Und was für ein Zeichen!

Er schloss den Fensterflügel und ging langsam zu seinem Schreibtisch zurück. Den Vormittag hatte er damit verbracht, die Aufzeichnungen wieder und wieder zu studieren. Inzwischen kannte er den Text fast auswendig. Was mochte Zanetto Tron dazu bewogen haben, seine Teilnahme am vierten Kreuzzug zu protokollieren? Hatte er vorausgesehen, dass diese Blätter sechshundert Jahre später in der Stunde höchster Not wiederauftauchen würden? Und dass jemand begreifen würde, worum es sich handelte? Und wie war zu erklären, dass lediglich die letzten drei Bögen seiner Aufzeichnungen im Kloster von San Lazzaro geblieben waren? Auf welche Weise war der größte Teil in die Biblioteca Marciana gelangt – wo sie ausgerechnet ein Engländer entdecken musste?

Der Mann in dem weißen Gewand stieß einen Seufzer aus und warf einen Blick auf die goldene Stutzuhr auf seinem Schreibtisch. In fünf Minuten würde Monsignore Contarini die Schwelle seines Arbeitszimmers überschreiten. Er hatte gestern Vormittag lange mit dem Camerlengo konferiert, und der Kämmerer hatte ihn schließlich davon überzeugt, dass es einen besseren Mann für diesen Einsatz nicht gab. Persönlich schätzte er Contarini nicht – es hatte immer wieder Gerüchte über Alkohol und Frauengeschichten gegeben.

Er stand schwer atmend auf und trat vor den Spiegel an der Wand seines Arbeitszimmers, um seine weiße Scheitelkappe zurechtzurücken. Dann trat er neben seinen Schreibtisch und nahm die Haltung an, in der er seine Besucher üblicherweise empfing: die rechte Hand mit dem Fischerring in einer Geste des Willkommens nach vorne gestreckt, auf den Lippen ein wohlwollendes Lächeln. Das Lächeln war falsch. Aber die Gnade des Herrn hatte bisher stets dafür gesorgt, dass es echt wirkte.

Einen Moment später öffnete sich die Tür, und ein hochgewachsener, etwa vierzigjähriger Geistlicher betrat den Raum. Monsignore Contarini hatte scharfgeschnittene Gesichtszüge, kühle graue Augen und die prominente Nase der alten venezianischen Familien. Er trug einen schwarzen Talar mit Besätzen und Säumen aus roter Moiré-Seide, darüber einen roten Schulterumhang, den Ferraiolo. Vervollständigt wurde seine Bekleidung durch das Zingulum, die Gürtelbinde, das Sinnbild priesterlicher Enthaltbarkeit.

Er näherte sich mit langsamen Schritten dem Schreibtisch, neben dem sich der Papst postiert hatte. Dort ging er in die Knie und beugte seinen Kopf über den Fischerring. Der Papst nahm einen Hauch von Patschuli wahr und verzog angewidert das Gesicht.

Sie hatten zweimal miteinander gesprochen, und auch jetzt bestätigte sich der Eindruck der vorangegangenen Begegnungen. Der Bursche war kalt wie ein Fisch, und es war schwer vorstellbar, dass unter seiner eisigen Oberfläche das Feuer des Glaubens loderte. Aber der Camerlengo hatte recht – es gab niemanden, der mit vergleichbarer Effektivität heikle Probleme löste wie dieser Contarini. Und er war Venezianer. Einen besseren Mann für diese Mission gab es nicht.

Der Papst arrangierte seine Gesichtszüge wieder zu einem wohlwollenden Lächeln. Er hatte beschlossen, diese Konferenz im Stehen abzuhalten. Und dass sie kurz sein würde.

«Der Camerlengo hat Sie instruiert, Monsignore?»

Contarini beschränkte sich darauf, stumm zu nicken. Der Papst registrierte, dass die Miene seines Gegenübers absolut neutral war. Nicht verschlossen wie die eines Mannes, der etwas zu verbergen hat, sondern einfach – neutral. Er hasste diesen Gesichtsausdruck. Es ließ sich nichts aus ihm herauslesen.

«Sie haben auch die Dokumente studiert?»

«Ja, Heiliger Vater.»

Der Papst ordnete das Pektorale auf seiner Brust. «Und was ist Ihr Eindruck, Monsignore?»

Contarinis linke Augenbraue hob sich ein paar Millimeter. Dies ließ sich als Ausdruck leichter Skepsis verstehen – oder auch nicht.

«Wenn diese Aufzeichnungen tatsächlich ...» Contarini brach den Satz ab. Es war klar, was er dachte und dass er vermeiden wollte, es direkt auszusprechen.

Der Papst lächelte säuerlich. «Sie *sind* echt, Monsignore.»

Contarini senkte demütig den Kopf. «Dann würde die heilige Kirche eine Waffe von ungeheurer Macht besitzen.»

«Vorausgesetzt, es kommt uns niemand zuvor.»

«Wer? Dieser Engländer, der das Tagebuch in der Marciana entdeckt hat?»

Der Papst hob die Schultern. «Wir wissen nicht, was in dem Teil des Tagebuchs steht, den er in der Bibliothek entdeckt hat. Möglicherweise ist er noch völlig ahnungslos. Er scheint nur langsam voranzukommen.»

«Uns bleibt also noch Zeit?»

«Vielleicht.»

«Und wenn dieser Flyte bereits begriffen hat, worum es sich handelt?»

Der Papst stieß einen Seufzer aus. In diesem Fall wäre der Engländer ein echtes Problem. Wie weit würden sie dann gehen? Gehen *müssen*? Er vermied eine präzise Antwort.

«Sprechen Sie mit dem Polizeipräsidenten», sagte er. «Baron Spaur ist der heiligen Kirche verpflichtet, und Sie sollten ihm das ins Gedächtnis rufen. Notfalls muss er diesen Flyte unter einem Vorwand ausweisen. Politische Gründe finden sich immer.»

«Sodass wir Zugriff auf das Tagebuch hätten?»

«Das Tagebuch stammt aus einem unserer venezianischen Klöster», erwiderte der Papst. «Aus San Lazzaro. Es gehört also rechtmäßig der heiligen Kirche.»

«Und dieser Commissario Tron? Er ist der direkte Nachfahre von Zanetto Tron. Vielleicht befindet sich das, wonach wir suchen, im Palazzo Tron.»

Der Papst machte ein skeptisches Gesicht. «Ohne dass die Trons davon wüssten?»

«Diese alten venezianischen Paläste sind vollgestopft mit allem möglichen Plunder», gab Contarini zu bedenken. «Die Trons könnten es einfach übersehen haben.»

Der Papst lächelte. «Ein halbes Jahrtausend lang? Das ist unwahrscheinlich.» Er schüttelte den Kopf. «Unser Problem ist dieser Flyte. Sollte sich herausstellen, dass er bereits auf der Suche ist, müssen Sie die erforderlichen Maßnahmen ergreifen.»

Er räusperte sich und warf einen demonstrativen Blick auf die Stutzuhr auf seinem Schreibtisch – das Signal, dass die Unterredung beendet war.

Doch Contarini rührte sich nicht und stellte stattdessen eine Frage. «*Et peccatis meis?*»

Der Papst drehte den Kopf zur Seite und blickte auf die Piazza San Pietro hinab. Er konnte den langen Schatten sehen, den der vatikanische Obelisk auf die *piazza obliqua* warf. Dass sich der Monsignore absichern würde, hatte er befürchtet. Er erhob die Hand zum Zeichen des Kreuzes. Es war unvermeidbar. «*Deinde ego te absolvo a peccatis tuis.*»

Die Spur eines Lächelns huschte über das Gesicht des Monsignore. Dem Papst kam der Gedanke, dass es Contarini womöglich Vergnügen bereiten würde, von der im Voraus erteilten Absolution Gebrauch zu machen. Dann beobachtete er, wie sich der Monsignore verneigte und langsam zur Tür schritt.

«*Deus lo volt*», murmelte er, als sich die Tür hinter Contarini schloss. Unwillkürlich benutzte er die Worte, mit denen Urban II. im Jahre des Herrn 1095 zum Kreuzzug aufgerufen hatte. *Gott will es*.

2

Sie beugte sich über den Frühstückstisch und las den Text zum zweiten Mal – vier Bögen in akkurater Kanzleischrift, auf der linken Seite der übliche, zwei Finger breite Hefttrand. Franz Joseph hatte die beiden Leiblakaien, die normalerweise beim Frühstück bedienten, mit einer knappen Handbewegung entlassen. Dann hatte er sie mit geheimnisvoller Miene aufgefordert, vier Seiten eines Manuskripts zu lesen, das er zusammengerollt in der Hand gehalten hatte. Sie hatte es zweimal überflogen, ohne schlaue daraus zu werden.

Dem Manuskript fehlte der Anfang und das Ende. Der Text begann mitten im Satz und brach vier Seiten später abrupt ab. Offenbar ging es um einen Gegenstand, der auf einem Segelschiff nach Venedig gebracht worden war. Worum es sich dabei handelte, blieb unklar. Vom deutschen Kaiser war die Rede, vom Papst, von Galeeren und von der Eroberung einer orientalischen Stadt. Elisabeth musste unwillkürlich an die Romane von Sir Walter Scott denken, die sie immer gerne gelesen hatte. *Heart of Midlothian!* Wunderbar! Verfasste Franz Joseph jetzt heimlich historische Romane? Wollte er ihr Urteil über seine schriftstellerischen Künste hören? War er deshalb so aufgeregt?

Die Kaiserin legte die Bögen auf den Tisch und warf einen prüfenden Blick auf ihren Gemahl. Dessen Gesicht hatte

sich gerötet, und seine Oberlippe vibrierte. Das tat sie immer, wenn der Kaiser nervös war. So hatte er ausgesehen, als er in Bad Ischl um ihre Hand angehalten hatte.

Franz Joseph wischte sich den Mund ab, ein wenig Eigelb blieb an seinem Backenbart hängen. Dann beugte er sich über den Tisch und sah sie gespannt an. «Was sagst du dazu?»

Elisabeth lächelte. Sie war fest entschlossen, die kaiserlichen Gefühle zu schonen. Ihre letzte Schneiderrechnung war enorm gewesen. Noch enormer als die vorletzte. Sie stieß einen tragischen Seufzer aus. Warum brachte sie es nie fertig, ihr Budget einzuhalten? Andererseits gab der Kaiser für seine Soldaten erheblich mehr aus als sie für ihre Garderobe. Und bei *ihr* kam wenigstens etwas heraus. Sie nahm sich vor, den Kaiser notfalls darauf hinzuweisen.

«Dein Text liest sich interessant», sagte die Kaiserin, indem sie kennerisch den Kopf wiegte. «Zumal der Leser gerne wissen würde, worum es sich bei diesem Gegenstand, um den es hier geht, eigentlich handelt. Und dann gefällt mir dieses raffinierte mittelalterliche Kolorit.»

Franz Joseph lachte. «Kein Wunder, dass der Text dieses Kolorit hat. Er ist schließlich im 13. Jahrhundert verfasst worden.»

Wie bitte? *Im 13. Jahrhundert verfasst*? Das war ein Satz, der keinen rechten Sinn ergab. Elisabeth sagte: «Ich kann dir nicht ganz folgen, Franzl.»

«Es handelt sich um eine Übersetzung aus dem Lateinischen. Von Hofrat Lodron höchstpersönlich angefertigt», sagte der Kaiser.

«Dem Direktor der Wiener Hofbibliothek?»

Der Kaiser nickte. «Es gibt nur ein einziges Exemplar davon. Wir hielten es für besser, so wenige Personen wie möglich in die Geschichte einzuweihen.»

Also war der Kaiser nicht unter die Schriftsteller gegangen. Darin lag in jedem Fall ein Gewinn für die österreichische Literatur, es machte diese Angelegenheit aber nicht viel klarer. «In welche Geschichte?»

«Sie beginnt in Venedig, und indirekt betrifft sie auch deinen alten Freund, den Kommissar.»

«Commissario Tron?»

Der Kaiser nickte. «Ein Vorfahre von ihm, Zanetto Tron, hat am vierten Kreuzzug teilgenommen und offenbar ein Tagebuch verfasst. Er war Sekretär des Dogen Enrico Dandolo. Wir haben hier ein Fragment aus dem Schluss der Aufzeichnungen.»

Elisabeth, historisch seit jeher gut orientiert, war sofort im Bild. «Der Kreuzzug, der ursprünglich nach Ägypten gehen sollte und den die Venezianer nach Byzanz umgeleitet haben? Und der mit der Plünderung der Stadt endete?»

Franz Joseph lächelte zynisch. «Des größten Handelskonkurrenten der Venezianer im östlichen Mittelmeer.»

«Wie sind wir an dieses Fragment gekommen?»

«Ein englischer Historiker hat dieses Tagebuch in der Biblioteca Marciana entdeckt. Da es Hinweise darauf gab, dass sich Teile auch in Wien befinden könnten, hat er Lodron gebeten, in der Hofbibliothek nachzuforschen, und Lodron ist tatsächlich fündig geworden.»

«Dann wird der Engländer sich freuen.»

«Kaum. Lodron hat ihm bereits mitgeteilt, dass die Suche nichts ergeben hat.»

«Warum lügt er?»

«Offenbar hast du das Wichtigste überlesen.»

Elisabeth runzelte die Stirn. Was konnte sie überlesen haben? Der Text war ziemlich simpel und eindeutig. Er handelte von der Rückreise Zanetto Trons auf einer venezianischen Galeere. Lediglich in Bezug auf das Gepäck gab es

ein paar unklare Passagen, ein paar Wörter, die auf den ersten Blick keinen Sinn ergaben. Zanetto Tron schien bei der Plünderung von Byzanz etwas erbeutet zu haben – aber *was?*»

Elisabeth sagte: «Reden wir über dieses Reiseandenken, das Zanetto Tron auf der Rückreise nach Venedig mit sich führte?»

«*Reiseandenken* ist nicht das richtige Wort.»

«Aber es war etwas ganz Besonderes an Bord des Schiffes. Etwas, das in Byzanz erbeutet wurde. Richtig?»

«Richtig.»

«Und was?»

«Hast du jemals etwas vom Nikodemusevangelium gehört?»

Elisabeth schüttelte den Kopf.

«Hatte ich auch nicht», sagte der Kaiser. «Aber Lodron kannte es. Sonst hätte er die Anspielungen Zanetto Trons auch nicht verstanden. Das Nikodemusevangelium erzählt die Geschichte der Kreuzigung ein wenig anders.»

«Und was hat das mit dem Gepäck Zanetto Trons zu tun?»

«Sehr viel.» Der Kaiser beugte sich über den Frühstückstisch und dämpfte seine Stimme. Dann sprach er fünf Minuten lang, ohne eine Pause zu machen. Was er sagte, klang bizarr und plausibel zugleich. Es passte alles zusammen – wenn auch auf eine äußerst exzentrische Art und Weise. Elisabeth stellte fest, dass sie fasziniert war. Andererseits wurde sie das Gefühl nicht los, dass an der Geschichte – so gut sie sich anhörte – etwas nicht stimmte.

Sie sagte: «Das alles klingt wie etwas, das sich jemand ausgedacht hat, der zu viel Phantasie hat.»

Der Kaiser warf einen tadelnden Blick über den Tisch. «Lodron hat keine Spur Phantasie. Wir haben gestern lange

miteinander konferiert. Wenn man den Schlüssel zum Verständnis der Anspielungen hat, ist die Sache eindeutig.»

«Das wäre dann allerdings eine Sensation», musste Elisabeth zugeben.

«Es wäre mehr als eine Sensation», entgegnete der Kaiser. Er sprach mit mühsam gedämpfter Stimme. Seine Augen flackerten. «Es wäre ein *Zeichen*. Ein Signal, dass der Herr sich zum Hause Habsburg bekennt. Damit würden sich die Gewichte in der europäischen Politik zu unseren Gunsten verschieben.»

Elisabeth musterte den Kaiser kühl. «Und du schließt aus, dass euch jemand eine Fälschung untergeschoben hat?»

Der Kaiser schüttelte unwillig den Kopf. «Die Handschrift stammt definitiv aus dem dreizehnten Jahrhundert.»

«Wer weiß alles Bescheid?»

«Nur wir beide und Lodron. Alle anderen, die die Aufzeichnungen in den Händen hatten, haben nicht begriffen, wovon die Rede ist.»

«Und wie geht es jetzt weiter?»

«Lodron reist morgen nach Venedig.»

«In welcher Absicht?»

«Um mit diesem Engländer zu reden. Von Kollege zu Kollege. Lodron wird ihm unsere Hilfe anbieten. Vor allen Dingen muss er herausfinden, was dieser Engländer weiß.»

«Und wenn er eure Hilfe ablehnt? Und die Handschrift unter Verschluss hält?»

«Das wäre fatal. Es könnte ein Indiz dafür sein, dass er mehr weiß, als uns lieb sein kann.»

«Und bereits auf der Suche ist?»

«Das wäre noch fataler.»

«Warum lässt du den Mann nicht einfach ausweisen?»

«Ihn ohne einen nachvollziehbaren Grund auszuweisen würde Ärger mit den Engländern bedeuten. Da geht es um

Außenpolitik. Ich müsste den Ballhausplatz informieren, und die würden mir ein paar Fragen stellen.»

«Die du im Moment nicht beantworten möchtest.»

Der Kaiser nickte. «Alle würden mich für verrückt halten. Außerdem könnte etwas durchsickern. Am Ende mischt sich noch der Vatikan ein.»

«Warum der Vatikan?»

«Weil dieser Engländer auch die Klosterbibliothek von San Lazzaro angeschrieben hat. Aber die scheinen nichts gefunden zu haben.»

«Oder sie lügen. So wie ihr.»

«Auszuschließen ist es nicht», sagte der Kaiser. «Aber unwahrscheinlich. Lodron spricht übrigens fließend Italienisch und wird mit den Trons Kontakt aufnehmen.»

«Legt er die Karten auf den Tisch?»

Der Kaiser schüttelte den Kopf. «Der Commissario mag loyal sein, aber er ist immer noch Venezianer.»

«Was will Lodron dann von den Trons?»

«Unauffällig ein paar Fragen stellen.»

«Das dürfte schwierig sein. Der Commissario ist kein Dummkopf.»

«Lodron auch nicht.»

«Dieser Lodron – was ist das für ein Mensch?»

«Ein ehemaliger Offizier. Jemand, der auch mit unkonventionellen Methoden arbeitet. Er hat freie Hand, zu tun, was er für notwendig hält.»

Franz Joseph köpfte sein zweites Frühstücksei mit einem schnellen Hieb seines Messers. Eigelb spritzte auf die Tischdecke.

«Dann sollte dieser Lodron nicht zu unkonventionell vorgehen», sagte Elisabeth. Sie warf einen angewiderten Blick auf die Tischdecke. «Commissario Tron lässt unkonventionelle Methoden nicht durchgehen.»

Der Kaiser zuckte die Achseln. «Wenn wir am Ziel sind, wird sich niemand für Lodrons Methoden interessieren.» Seine Züge verhärteten sich. «Entscheidend ist, dass er Erfolg hat.»

«Um jeden Preis?»

Wieder verdrehte der Kaiser die Augen auf eine Art und Weise, die Elisabeth nicht gefiel.

«Um jeden Preis», sagte Franz Joseph.

3

Als er das Stemmeisen vorsichtig zur Seite drückte, stellte sich heraus, was er befürchtet hatte. Der Frost hatte die Feuchtigkeit zwischen Rahmen und Fenster zu Eis erstarren lassen, und der Fensterflügel bewegte sich keinen Millimeter. Unter normalen Umständen wäre es kein Problem für ihn gewesen, ein altes Holzfenster zu öffnen. Aber weder die Umstände noch die Art seines Auftrages konnte man als normal bezeichnen.

Er trug enganliegende schwarze Kleidung, eine schwarze Halbmaske, dazu absatzlose Schuhe, denn es würde notwendig sein, sich geräuschlos zu bewegen. Die Blendlaterne, die lederne Tasche und das wenige Werkzeug, das er benötigen würde, hatte er an seinem Gürtel befestigt. Er hatte das Gebäude nie betreten, aber er kannte die Lage jedes Raumes, jedes Korridors. Er wusste, wo sich die Treppenhäuser befanden und wer in welchen Räumen schlief. Auf eine Waffe hatte er verzichtet. Nicht, dass er Skrupel gehabt hätte zu töten. Aber sein Auftrag schloss Gewaltanwendung ausdrücklich aus.

Er holte tief Luft und zwang sich zur Ruhe. Dann setzte er

das Stemmeisen wieder an, kippte es noch einmal zur Seite. Diesmal sprang der Fensterflügel tatsächlich auf, und er atmete erleichtert durch. Ein wenig Eis splitterte ab und fiel in den Schnee am Fuß der Leiter. Die ersten Flocken waren gefallen, als er sich auf den Weg gemacht hatte. Falls es aufhörte zu schneien, würden seine Schritte eine perfekte Spur hinterlassen. Ihm würde etwas einfallen müssen, wenn er das Gebäude wieder verließ.

Die letzte Woche hatte er damit verbracht, den Palazzo Tron rund um die Uhr zu beobachten. Dabei hatte er festgestellt, dass das Gebäude lediglich von drei Personen bewohnt wurde. Da war die Contessa Tron, die Mutter von Commissario Tron, eine wohlerhaltene Siebzigjährige. Dann gab es einen gewissen Alessandro da Ponte, der mindestens genauso alt war wie die Contessa und die Rolle des Majordomus einnahm. Sein Schlafzimmer befand sich, ebenso wie das der Contessa, im oberen Mezzaningeschoss. Signor da Ponte befahl ein halbes Dutzend Dienstboten, die allerdings nicht im Palazzo Tron übernachteten. Der Commissario selber schlief im unteren Mezzaningeschoss, direkt über dem *portego*. Falls er überhaupt im Palazzo Tron übernachtete, denn die meisten Nächte verbrachte er im Palazzo Balbi-Valier, bei der Principessa von Montalcino. Heute Nacht schlief der Commissario definitiv nicht im Palazzo Tron. Sonst würde er ihm direkt in die Arme laufen, denn er hatte seine Leiter an das Fenster des Commissario gelehnt. Die Leiter stand direkt auf dem Canalazzo, auf einer Eisdecke, die inzwischen so dick war, dass sie das Gewicht einer Lokomotive getragen hätte.

Der Frost hatte die Stadt vor zwei Wochen überfallen – ein plötzlicher Temperatursturz legte bereits in der ersten Nacht eine fingerdicke Eisdecke auf Kanäle und Lagunen. Nach weiteren drei Tagen war das Eis zwei Fuß tief und von

erstaunlicher Durchsichtigkeit. Es war so klar, dass man, in einer Tiefe von mehreren Fuß erstarrt, hier einen Tümmler sehen konnte, dort eine Flunder, dann ganze Schwärme von Aalen, regungslos wie in Trance. Die Gondeln hatte man, damit sie das Eis nicht zerdrückte, rechtzeitig aus dem Wasser entfernt. Einheimische und Fremde flanierten dick verummumt über den gestreuten Canalazzo.

Für ihn war der Frost ein Glücksfall. Fenster und Türen der Häuser am Canalazzo pflegten nach hinten gut gesichert zu sein. Ganz anders an der Wasserfront, wo niemand mit einem Einbruch rechnete. Was also lag näher, als in einer wolkenverhangenen Nacht eine Leiter zu benutzen? Der Mann, für den er arbeitete, hatte seinen Plan gebilligt.

Er stieß den Fensterflügel auf und zog sich vorsichtig in das Zimmer des Commissario. Einen Moment lang verharrte er regungslos und lauschte mit angehaltenem Atem in die Dunkelheit. Als nichts zu hören war, ließ er das Licht seiner Blendlaterne durch den Raum schweifen. Zwei Fenster gingen auf den Canalazzo, ein weiteres auf den Rio Tron. Er sah ein Pianino mit aufgeschlagenen Noten, dann ein karges Bett, auf dem Nachttisch die Photographie einer blonden Frau. Neben einem Zylinderbureau standen fünf große Holzschränke. Vier Schränke enthielten Manuskripte und Urkunden, teilweise aus Pergament. Der fünfte Schrank war vollgestopft mit Exemplaren einer Zeitschrift, die sich *Emporio della Poesia* nannte. Wonach er suchte, schien sich nicht hier zu befinden.

Als er sich zur Tür wenden wollte, fiel sein Blick auf ein kleines Bild, das zwischen den beiden Fenstern zum Canalazzo hing. Es hatte die Größe eines Kanzleibogens – eine Zeichnung, mit rötlichem Stift auf hellblauem Papier ausgeführt, die den Kopf eines Engels darstellte. Die Zeichnung gefiel ihm. Sie schien wertvoll zu sein. Er beschloss, sie mit-